Deutsche Truppen in Brüssel.

Eine kurze, aber inhaltschwere Nachricht wird amtlich unterm 21. d. Mts. bekanntgegeben:

Deutsche Truppen sind gestern in Brüssel eingerückt. (W. T. B.)

Nun hat, unmittelbar nach einem zweiten Friedensangebot der deutschen Regierung, das sie kühl und kurz ablehnte, die belgische Regierung den Lohn ihrer Starrköpfigkeit. Das zweite Friedensangebot Deutschlands war hier und da — und nicht nur im Auslande als Schwäche oder Geneigtheit zu besonderen Zugeständnissen ausgelegt worden. Aber eine Bekanntmachung des Generalquartiermeisters v. Stein hat jeden Zweifel behoben. Sie lautet:

Die zum zweitenmal an Belgien gerichtete Aufforderung, mit Deutschland ein Abkommen zu treffen, hat in unserem Volke die Befürchtung erweckt, als sei Deutschland zu Zugeständnissen geneigt. Diese Befürchtung ist unbegründet. Es handelte sich nach unseren ersten Erfolgen um einen letzten Versuch, die irregeleitete Meinung Belgiens zu seinem eigenen Besten umzustimmen. Da Belgien unser Entgegenkommen abgewiesen hat, so hat es alle Folgen seines Handelns selbst zu tragen. Die eingeleiteten Operationen sind durch das Schreiben an die belgische Regierung nicht einen Augenblick aufgehalten worden und werden mit rücksichtsloser Energie durchgeführt. (W. T. B.)

Nun, an der nötigen Energie hat es nicht gefehlt. Das zeigten die Gefechte bei Perwez und Tirlemont und nun die Besetzung von Brüssel. Merkt man nun in Belgien, daß weder das Ränkespiel unserer Feinde, noch die barbarische Grausamkeit des Franktireurkrieges, noch die einander jagenden Kriegserklärungen unsere Stoßkraft lähmen können? Merken nun auch die übrigen Feinde, daß wir uns durch ihre Übermacht nicht irre machen lassen? Daß der einmal vorgezeichnete Weg mit unbeirrbarer Folgerichtigkeit beibehalten wird?

Auf den Wink des treulosen England hat Belgien ein freundschaftliches Abkommen mit uns abgelehnt, das grausame Blutbad bei Lüttich angerichtet, hat den Krieg gegen Wehrlose und Verwundete aus dem Hinterhalt eröffnet und hat die Friedenshand, die ihm noch einmal geboten wurde, zurückgestoßen. Hat der ungetreue Bundesgenosse jenseits des Kanals einen Finger zur Hilfe gerührt? Hat er auch nur versucht, das rächende Schicksal aufzuhalten. Der nach Antwerpen entflohene König wird Muße haben, über das „starke" Frankreich und das „hilfsbereite" England nachzudenken.

Die belgische Hauptstadt Brüssel ist eine der schönsten Städte der Welt, die aber oft das Geschick gehabt hat, fremde Truppen in ihren Mauern zu sehen. Bald standen sie dort als Feinde, bald als Verteidiger. Natürlich litt die Stadt immer unter derartigen Besetzungen durch fremde Armeen, und man kann es wohl verstehen, daß Belgien jetzt geringe Lust verspürte, den Kriegsschauplatz für andere Nationen abzugeben, wie es dies so oft in der Vergangenheit zu tun hatte. Freilich in diesem Falle wäre dies traurige Geschick dem belgischen Lande erspart geblieben, wenn es sich der Notwendigkeit gebeugt hätte und uns freien Durchzug gewährte. Aber die Parteinahme für unsere Feinde, denen der Durchzug ohne weiteres gestattet worden wäre, durften wir nicht dulden.

Brüssel zählt einschließlich der Vororte über 600 000 Einwohner. Mit seinen Theatern, Palästen, Museen, Kirchen, Hotels, seinen Parks und seinem flutenden Menschenverkehr bietet es das Bild einer modernen Weltstadt. Die Bevölkerung bildet ein Gemisch von Wallonen und Vlämen. Wir sind in dem Kampfe gegen Belgien Sieger geblieben, trotz England und Frankreich, trotz aller Grausamkeiten der belgischen Zivilbevölkerung. Wie sich das Schicksal des Landes gestalten mag, kann uns heute noch wenig interessieren. Aber eines ist sicher: Der Wunsch aller Deutschen ist, daß Lüttich deutsch bleibt; die Gefahr, es noch einmal mit Strömen deutschen Blutes erobern zu müssen, darf nie wieder drohen. Belgien hat seinen Lohn. Wir bitten in Demut zu dem Lenker der Schlachten, daß auch Frankreich und England den ihren bald erhalten möchten! Westmann.

* * *

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Gefecht bei Tirlemont.

Ehe die deutschen Truppen in Brüssel einrückten, galt es noch einen letzten Widerstand der Feinde zu brechen. Bei Tirlemont kam es zu einem heftigen Gefecht, das mit dem Siege der Deutschen endete. Amtlich wird dazu gemeldet:

Unsere Truppen eroberten bei Tirlemont (Belgien) eine Feldbatterie, eine schwere Batterie, eine Fahne und machten fünfhundert Gefangene. Unsere Kavallerie nahm dem Feinde bei Perwez zwei Geschütze und zwei Maschinengewehre ab. (W. T. B.)

Der Sieg bei Metz.

Der entscheidende Sieg bei Metz, bei dem auf französischer Seite mindestens sechs Armeekorps beteiligt waren, hat den französischen Vormarsch endgültig zum Stillstand gebracht. Bei dem Kampfe wurden über 10 000 Gefangene gemacht und 50 Geschütze erobert.

Eine Antwort aus Kiautschou.

Wie gar nicht anders erwartet werden konnte, ist der Gouverneur von Kiautschou entschlossen, Widerstand bis zum äußersten zu leisten. Amtlich wird gemeldet:

Telegramm aus Kiautschou in Bestätigung der Mitteilung japanischen Ultimatums: Einstehe für Pflichterfüllung bis aufs äußerste.

Gouverneur.

Wir können also in aller Ruhe die weitere Entwicklung der Dinge in Kiautschou abwarten, um so mehr, als wir auf den europäischen Kriegsschauplätzen mit unseren bisherigen Erfolgen zufrieden sein dürfen.

Erfolge deutscher Kriegsschiffe.

Die beiden kleinen Kreuzer „Straßburg" und „Stralsund" haben in den letzten Tagen einen Vorstoß nach der südlichen Nordsee ausgeführt. Hierbei sichtete „Straßburg" unter der englischen Küste zwei feindliche Unterseeboote, von denen sie eines auf größere Entfernung mit wenigen Schuß zum Sinken brachte. „Stralsund" kam in Feuergefecht mit mehreren Torpedobootzerstörern auf größere Entfernungen. Zwei Zerstörer erlitten Beschädigungen. Bei dieser Gelegenheit konnte ebenso wie bei der Erkundungsfahrt eines Luftschiffes bis zum Skagerrak erneut festgestellt werden, daß die deutsche Küste und ihre Gewässer frei von Feinden sind und die neutrale Schiffahrt unbehindert passieren kann. (W. T. B.)

Falscher Alarm.

Ausländische Zeitungen haben vielfach berichtet, daß die Generale v. Emmich, von Deimling und v. d. Marwitz verwundet, gefallen oder gefangengenommen seien. Diese Nachrichten sind unwahr. — Deutsche Zeitungen haben aus der über das Gefecht bei Schirmeck verbreiteten Mitteilung geschlossen, daß schwere Artillerie verloren gegangen sei. Schwere Artillerie war gar nicht beteiligt, sondern nur einige Infanteriebataillone der Festungsbesatzung mit einigen Feldgeschützen.

Amerikanische Hilfe für das österreichische Rote Kreuz.

Die Amerikanische Gesellschaft vom Roten Kreuz hat durch den amerikanischen Botschafter in Wien der Österreichischen Gesellschaft vom Roten Kreuz die Entsendung einer Hilfskolonne angetragen. Die Kolonne besteht aus drei im Militärdienste erfahrenen Ärzten, zwölf geschulten Berufspflegerinnen und dem gesamten Material für ein Reservespital. Die amerikanische Hilfskolonne wird in einem Schiff unter der Flagge des Roten Kreuzes nach Europa gebracht werden. Das hochherzige Anerbieten wurde von der österreichischen Heeresverwaltung mit bestem Dank angenommen. (W. T. B.)

Amerika und das japanische Ultimatum.

In einem englischen Blatt vom 17. d. Mts., als also bereits Gerüchte über das japanische Ultimatum an Deutschland laut wurden, fand sich eine Nachricht aus Washington, wonach die amerikanische Regierung großen Wert darauf legt, daß das Machtverhältnis in China aufrechterhalten bleibt und daß Kiautschou an keine andere Macht als an China übergeht. Es würde den Amerikanern auch aufs äußerste Mißbehagen erwecken, wenn Japan sich der Samoainseln bemächtigte, und dies besonders mit Rücksicht auf die strategische Bedeutung der Inseln in Beziehung auf den Panamakanal.

*

— Die deutschen und österreichischen Staatsangehörigen, die älter als 45 und jünger als 17 Jahre sind, haben die Erlaubnis erhalten, Rußland zu verlassen. (W. T. B.)

— Die holländische Regierung hat weitere fünf Millionen Gulden für die Mobilisierung der Seemiliz angefordert.

Die Schuld des Zaren.

Durch eine weitere Veröffentlichung von Dokumenten beweist die deutsche Regierung, daß der Zar allein für den Ausbruch des Krieges verantwortlich ist, der Zar, dessen Hintermänner natürlich in der englischen und französischen Regierung sitzen. Aus den eigenen Kundgebungen des Königs von England, aus seinem Depeschenwechsel mit dem Deutschen Kaiser und dem Prinzen Heinrich von Preußen in den kritischen Übergangstagen vom Juli zum August wird jetzt durch die deutsche Regierung vor aller Welt noch einmal der Nachweis geführt, daß der Kaiser von Rußland es gewesen ist, der den Frieden Europas freventlich gebrochen hat. Auch die Doppelzüngigkeit und der Wortlaut des Zaren werden für Zeit und Ewigkeit als ein Schandmal hinterlistigen Moskowitertums an den Pranger gestellt.

Mit unwiderleglicher Deutlichkeit ergeben diese Aktenstücke, daß Deutschland bereit war, Frankreich zu schonen, falls England neutral blieb und die Neutralität Frankreichs gewährleistete. Hier die wesentlichen Stellen aus den zwischen dem Kaiser, dem König von England und Prinz Heinrich von Preußen (der kurz zuvor in England gewesen war) gewechselten Telegrammen:

Aus dem Telegramm des Prinzen Heinrich an den König von England vom 30. Juli 1914.

Bin seit gestern hier, habe das, was Du mir so freundlich in Buckingham Palace am vorigen Sonntag gesagt hast, Wilhelm mitgeteilt, der Deine Botschaft dankbar entgegennahm.

Wilhelm, der sehr besorgt ist, tut sein Äußerstes, um der Bitte Nikolaus' nachzukommen, für die Erhaltung des Friedens zu arbeiten. Er steht in dauerndem telegraphischen Verkehr mit Nikolaus, der heute die Nachricht bestätigt, daß er militärische Maßnahmen angeordnet hat, welche einer Mobilmachung gleichkommen, und daß diese Maßnahmen schon vor 5 Tagen getroffen wurden.

Außerdem erhalten wir Nachrichten, daß Frankreich militärische Vorbereitungen trifft, während wir keinerlei Maßnahmen verfügt haben, wozu wir indessen jeden Augenblick gezwungen sein können, wenn unsere Nachbarn damit fortfahren. Das würde dann einen europäischen Krieg bedeuten.

Glaube mir, daß Wilhelm in seinen Bestrebungen um die Aufrechterhaltung des Friedens von der größten Aufrichtigkeit ist. Aber die militärischen Vorbereitungen seiner beiden Nachbarn können ihn schließlich zwingen, für die Sicherheit seines eigenen Landes, das sonst wehrlos bleiben würde, ihrem Beispiel zu folgen.

gez. Heinrich.

Aus dem Telegramm des Königs von England an Prinz Heinrich von Preußen vom 30. Juli 1914.

Dank für Dein Telegramm. Sehr erfreut, von Wilhelms Bemühungen zu hören, mit Nikolaus sich für die Erhaltung des Friedens zu einigen. Ich habe den ernsten Wunsch, daß ein solches Unglück, wie ein europäischer Krieg, das gar nicht wieder gutzumachen ist, verhindert werden möge. Meine Regierung tut ihr Möglichstes, um Rußland und Frankreich nahezulegen, weitere militärische Vorbereitungen aufzuschieben, falls Österreich sich mit der Besetzung von Belgrad und benachbartem serbischen Gebiet als Pfand für eine befriedigende Regelung seiner Forderungen zufrieden gibt, während gleichzeitig die anderen Länder ihre Kriegsvorbereitungen einstellen. Bitte, versichere Wilhelm, daß ich alles tue und auch weiter alles tun werde, was in meiner Macht liegt, um den europäischen Frieden zu erhalten. gez. Georg.

Telegramm Seiner Majestät des Kaisers an den König von England am 31. Juli 1914.

Vielen Dank für Deine freundliche Mitteilung. Deine Vorschläge decken sich mit meinen Ideen und mit den Mitteilungen, die ich heute nacht von Wien erhielt, und die ich nach London weitergegeben habe. Ich habe gerade vom Kanzler die Nachricht erhalten, daß ihm soeben die Nachricht zugegangen ist, daß Nikolaus heute nacht die Mobilisierung seiner gesamten Armee und Flotte angeordnet hat. Er hat nicht einmal die Ergebnisse der Vermittlung abgewartet, an der ich arbeite, und mich ganz ohne Nachricht gelassen. Ich fahre nach Berlin, um die Sicherheit meiner östlichen Grenzen sicherzustellen, wo schon starke russische Truppen Aufstellung genommen haben.

gez. Wilhelm.

Telegramm Seiner Majestät des Kaisers an den König von England vom 1. August 1914.

Ich habe soeben die Mitteilung Deiner Regierung erhalten, durch die sie die französische Neutralität unter der Garantie Englands anbietet. Diesem Anerbieten war die Frage angeschlossen, ob unter diesen Bedingungen Deutschland darauf verzichten würde, Frankreich anzugreifen. Aus technischen Gründen muß Meine schon heute nachmittag nach zwei Fronten, nach Osten und Westen angeordnete Mobilmachung vorbereitungsgemäß vor sich gehen. Gegenbefehl kann nicht mehr gegeben werden, weil Dein Telegramm leider zu spät kam. Aber, wenn mir Frankreich seine Neutralität anbietet, die durch die englische Armee und Flotte garantiert werden muß, werde ich natürlich von einem Angriff auf Frankreich absehen und meine Truppen anderweitig verwenden. Ich hoffe, Frankreich wird nicht nervös werden. Die Truppen an meiner Grenze werden gerade telegraphisch und telephonisch abgehalten, die französische Grenze zu überschreiten.

gez. Wilhelm.

Telegramm des deutschen Botschafters in London an den Reichskanzler vom 2. August 1914.

Die Anregungen Sir Edward Greys, die auf dem Wunsche beruhten, die Möglichkeit dauernder Neutralität Englands zu schaffen, sind ohne vorherige Stellungnahme mit Frankreich und ohne Kenntnis der Mobilmachung erfolgt und inzwischen als völlig aussichtslos aufgegeben. gez. Lichnowsky.

Der Schwerpunkt der von Deutschland abgegebenen Erklärungen liegt in dem Telegramm Kaiser Wilhelms an den König von England. Auch wenn ein Mißverständnis in bezug auf einen englischen Vorschlag vorlag, so bot doch das Anerbieten des Kaisers England Gelegenheit, aufrichtig seine Friedensliebe zu bewähren und den deutsch-französischen Krieg zu verhindern. Nachdem der Zar sich den Erlaß des Mobilmachungsbefehls gegen Deutschland hatte entlocken lassen und sich dann völlig in rätselvolles Schweigen hüllte, war ein unblutiger Sieg der Menschlichkeit und der Diplomatie unmöglich geworden. Nun schreitet das blutige Schicksal über Europa.

Doch glücklich geworden.

11 Roman von Otto Elster.*)

1.

„Du willst also Fräulein Martini nicht heiraten?" fragte Herr Karl Adolf Hammer; sein feistes Gesicht rötete sich vor Zorn. Ein bösartiger Blick traf seinen Sohn, der vor ihm stand.

„Nein, Vater," entgegnete Herbert Hammer, ein hübscher junger Mensch von fünfundzwanzig Jahren, mit blondem, gelocktem Haar und treuen, blauen Augen.

„Willst du mir nicht deine Gründe angeben?"

„Ich würde es für unrecht halten, ein Mädchen zu heiraten, das man nicht lieb haben kann."

„Dummes Zeug! Ich sage dir, du wirst Fräulein Martini heiraten, oder du bist die längste Zeit auf Hammersau gewesen. Ich habe es mit meinem alten Freunde und Gutsnachbar so abgemacht — schon vor Jahren — und es bleibt dabei."

„Ich kann es nicht, Vater. Soll mein ganzes Lebensglück von einer Verabredung abhängen, die Ihr bei einer Flasche Wein getroffen habt . . ."

„Herbert!?"

Des alten Hammers Gesicht färbte sich purpurrot, seine Hände ballten sich zur Faust, ein Wutanfall ließ seinen ganzen schweren, aufgedunsenen Körper erzittern.

„Du wirst meinen Befehlen gehorchen, oder . . ."

Er erhob die Hand gegen seinen Sohn. Auch diesem stieg das Blut zu Kopf, er trat einen Schritt zurück und seine Hände umkrampften die Lehne eines Stuhles.

„Ich lasse mich nicht schlagen," stieß er hervor, „lieber verlasse ich dein Haus."

Er stieß den Stuhl, den seine Hände gefaßt hatten, so kräftig auf den Fußboden, daß eines der Beine zerbrach. Dann schleuderte er den zerbrochenen Stuhl zur Seite, daß er krachend zur Erde fiel. Auch ihn hatte der Zorn überwältigt; war es doch nicht zum ersten Male, daß sein Vater ihm eine solche Szene bereitete. Tag für Tag tobte der Streit zwischen Vater und Sohn, und wenn der letztere sich auch noch so vorsichtig verhielt und jedem Streit und Zank aus dem Wege zu gehen suchte, ganz nichtige Vorwände genügten, um den alten hitzköpfigen Mann in Wut zu versetzen, sodaß er seinen Sohn auf die ungerechteste Weise behandelte und beschimpfte. Daß diesem dann öfter die Galle auch überlief und auch seinerseits heftige Worte fielen, war nicht zu verwundern, hatte der Sohn doch auch kein Fischblut in den Adern, sondern ein gut Teil des heftigen Charakters seines Vaters geerbt.

Seit einiger Zeit hatte es sich nun der Alte in den Kopf gesetzt, daß Herbert die Tochter seines alten Freundes heiraten sollte. Hammersau und Martinikenfelde grenzten mit ihren Feldern aneinander; Herr Hammer und Herr Martini waren von Jugend auf Freunde und so hatten sich die beiden Alten bei einer Flasche Wein, den sie beide nur allzusehr liebten, den Plan zurecht gelegt, ihre Kinder miteinander zu verheiraten, damit die beiden Güter hübsch zusammenbleiben konnten.

Herrn Martini war dieser Plan auch nicht zu verdenken, denn sein Gut war herunter gekommen, sein Vermögen schien ruiniert, während Herr Hammer zu den reichsten Leuten der Provinz gehörte. Freilich war das gerade nicht sein Verdienst. Er hatte von seinem Vater, der ein tüchtiger Landwirt und kluger Geschäftsmann gewesen war, ein großes Vermögen geerbt, und sein einziges Verdienst bestand darin, daß er seine Gattin hatte schalten und walten lassen, die es verstand, das Vermögen zusammen zu halten. Seit seine Gattin gestorben und die Verwaltung des Vermögens ganz in seine Hände übergegangen war, ward allerdings der Verschwendung Tür und Tor geöffnet, aber das Vermögen war so beträchtlich, daß des alten Herrn Bemühungen, es zu ruinieren, vor der Hand noch keinen großen Erfolg hatten. Aber auf die Dauer würde selbst dieses Vermögen den unsinnigen Verschwendungen nicht stand gehalten haben. Das sah der schlaue Herr Martini sehr wohl ein und wünschte deshalb, daß die Heirat zwischen Herbert Hammer und seiner Tochter möglichst bald zustande käme, damit der verständige und tüchtige junge Mann wenigstens die Verwaltung des Gutes übernähme, wie es zwischen den beiden Alten ausgemacht war.

Dem alten Hammer war das auch sehr recht. Er würde sich dann nach der nahegelegenen Kreisstadt, in der er eine hübsche Villa an der Promenade besaß, zurückziehen und ganz seinen Neigungen — dem Kartenspiel und einem guten Tropfen — hingeben können.

Und nun scheiterte der Plan an der Halsstarrigkeit Herberts!

Als dieser den Stuhl zerschmetterte, ward der Alte blaß. Er fürchtete, daß sein Sohn den zerbrochenen Stuhl als Waffe gegen ihn gebrauchen könnte und zog sich in die äußerste Ecke des Zimmers zurück.

„So — so — das ist der Dank für alle meine Sorge um dich?" sprach er mit heiserer Stimme. „Tätlich vergreifst du dich an deinem Vater . . ."

„Fällt mir nicht ein," unterbrach ihn Herbert.

„Du hast den Stuhl gegen mich erhoben!" schrie der Alte.

„Nein — das ist nicht wahr!"

„Ich hab's gesehen! Du hast ihn nach mir geschleudert, du ungeratener Sohn . . ."

„Aber, Vater . . ."

„Schweig!" kreischte dieser in höchster Wut. „Ich weiß, was ich gesehen habe. Wir sind fertig miteinander. Ich will dich nicht mehr sehen! Fort aus meinen Augen! Verlaß das Heus! Geh, geh, und komme mir nicht mehr vor die Augen."

„Ist das dein letztes Wort, Vater?"

„Ja — mein letztes, mein allerletztes Wort! Und wenn du jetzt vor mir auf den Knieen lägest und um Verzeihung bätest, ich würde dir sagen: Geh — fort aus meinen Augen!"

Der Alte kannte sich in seiner Wut nicht mehr. Seine Hände fuchtelten in der Luft umher; seine Stimme kreischte; seine Augen rollten wie im Wahnsinn, er knirschte mit den Zähnen.

„Ich habe keine Veranlassung, dich um Ver-

*) Unberechtigter Nachdruck wird verfolgt.